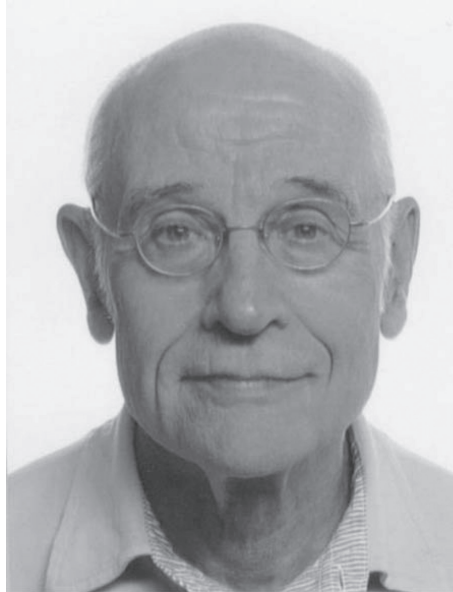


Gdańsk 2017, Nr. 37



Harald Weydt  
Berlin

## Romanistik von außen<sup>1</sup>

### Studieren in Tübingen. Coseriu

Eugenio Coseriu, in meinen Augen der größte Romanist des 20. Jahrhunderts, war einer von drei Lehrern, denen ich wissenschaftlich und für mein Denken am meisten verdanke. Von allen dreien habe ich gelernt, aus vorgefundenem Denken auszubrechen, den Mut zu eigenen Ansichten zu entwickeln, neue Wege auszuprobieren.

Coseriu kam 1963 nach Tübingen. Ich studierte dort Germanistik und Romanistik (nachdem ich zuvor drei Semester Jura studiert und noch rechtzeitig den Absprung geschafft hatte). Ich war mittleres Semester. Die Romanistik hatte mich bis dahin verunsichert und enttäuscht. Ich stieß mich vor allem daran, dass man zwar Französisch und andere romanische Sprachen studierte, aber nicht lernte. Die Sprache aller Lehrveranstaltungen – ob Literaturwissenschaft, Sprachwissenschaft, Sprachgeschichte / ältere Literatur (vor allem Altfranzösisch) – war

---

<sup>1</sup> Zuerst erschienen in: Ertler, Klaus-Dieter (Hg.) (2015): *Romanistik als Passion: Sternstunden der neueren Fachgeschichte IV*. Wien: LIT Verlag, S. 371–403 (hier leicht modifizierte Fassung). Der Herausgeber von *Studia Germanica Gedanensia* bedankt sich bei der Redaktion für die freundliche Abdruckgenehmigung.

Deutsch, auf Deutsch wurde vorgetragen und diskutiert. Alle studentischen Beiträge erfolgten selbstverständlich auf Deutsch. Lektoren führten daneben Sprachübungen durch, vor allem Übersetzungsübungen, bei denen Texte satzweise übersetzt wurden. Hierzu wurde man aufgerufen, aus einer oft über hundertköpfigen Gruppe. Aber im Staatsexamen sollte – das stand uns drohend bevor – französisch gesprochen werden und natürlich später auch in dem Beruf, auf den wir uns alle vorbereiteten. Ich habe, wie das üblich war, nur in Deutschland studiert und bedaure noch heute, dass ich nicht eine Stunde (von Ferienkursen abgesehen) in einer romanischsprachigen, am besten französischsprachigen, Universität studiert habe. Gelehrt schon, aber eben nicht studiert. Ich habe nie bei französischen Professoren Vorlesungen gehört und für sie in Konkurrenz zu den muttersprachlichen Kommilitonen Referate geschrieben und gehalten. Wenn ich noch einmal Romanistik studieren könnte...

Zurück zu Coseriu: er kannte keine Grenzen. Am augenscheinlichsten war das auf dem Gebiet der Romanistik, aber er war auch ein ungewöhnlich gebildeter Philosoph, Literaturtheoretiker und -kenner und Allgemein-Sprachwissenschaftler. Ich greife der Anschaulichkeit halber eines von vielen Seminaren heraus, die ich bei ihm besucht und an denen ich mich fasziniert beteiligt habe: ein Hauptseminar über *Sprachtypologie*, abgehalten etwa 1964. Neben vielen anderen Studierenden waren dort auch Teilnehmer, die ich zum Teil schon kannte, weil sie Assistenten oder Fortgeschrittene bei ihm oder am Anglistiklehrstuhl von Hans Marchand waren. Die meisten aber waren noch unbekannt. Mir fallen ein (ich nenne Namen, die romanistischen Linguisten bekannt sein könnten): die Assistenten Christian Rohrer, Horst Geckeler, Wolf Dietrich, Richard Bausch, Reinhold Meisterfeld, die Anglisten Leonhard Lipka, Dieter Kastovski, Gabriele Stein, Herbert Brekle, sodann Winfried Busse, Rudolf Windisch, Peter Linder, vielleicht Manfred Faust, Gunter Narr und eventuell schon seine spätere Frau Brigitte, (Gunter Narr gründete schon als studentische Hilfskraft den Narr-Verlag, hervorgegangen aus Mitschriften von Coseriu-Vorlesungen), die Vielsprachenkänner Kohring und Uwe Petersen, Jürgen Trabant, Jörn Albrecht. Viele von ihnen sind später bedeutende Professoren geworden. Es war ein wunderbares Seminar. Referate wurden vorgetragen, Gegenstände wurden diskutiert. Dabei ging es – ein wenig zu meinem Erstaunen – nicht darum, dass die Referenten eigene typologische Konzepte (oder wenigstens Ansätze dazu) entwickelten; es ging ums Lesen und ums vertiefte Verstehen. Für mich war es ein herrliches, bereicherndes Seminar, man konnte inhaltlich und methodisch viel lernen, wenn man Coseriu zuhörte. Er sprach damals – da er offensichtlich im Deutschen noch nicht genügend trainiert war – sehr langsam (ideal zum Mitschreiben), aber niveauvoll und immer fehlerfrei. Oft verdeutlichte er seine Gedanken mit Strukturskizzen an der Tafel.

Mir gefiel das. Weniger konnte das Seminar einer recht jungen Studentin gefallen, die gerade erst die Hauptseminar-Aufnahmeprüfung bestanden hatte. Sie hieß Brigitte Lange und kam aus München nach Tübingen, denn sie hatte erfahren, dass da neuerdings ein ganz toller Professor für Romanistik lehrte. Das Seminar war ihr erstes Hauptseminar; sie referierte über Charles Bally *Linguistique Générale et Linguistique Française*. Immer wieder hakte Coseriu nach, ließ sich die Konzepte erklären, stellte Fragen zum Text, die sie völlig überforderten. Und noch eine Sitzung und noch eine. Ich dachte, dass diese Studentin nach dieser Tortur abgeschreckt sein müsste und sich davon nie wieder erholen würde. Und in der Tat hatten die Auftritte (ich möchte betonen, dass es sonst nicht Coserius Art war, Studenten

„herunterzuputzen“, eher schon andere Professoren, zum Beispiel auf Kongressen) zunächst schwere Spuren hinterlassen. Fräulein Lange, eine gläubige Katholikin, ging in die Tübinger Stiftskirche und weinte bitterlich. Ein „altes Marktweible“ (O-Ton der damaligen Studierenden) nahm sich ihrer an und fragte „Ha, warum weinet Sie denn?“ Fräulein Lange antwortete: „Ich bin ja so dumm!!!“ Da tröstete die Frau sie und sagte, es brauche ja nicht jeder zu studieren, es gebe auch andere schöne Berufe, zum Beispiel Kindergärtnerin. – Nach diesem Seminaarauftritt war ich sehr erstaunt, dass – Monate später – vor Beginn einer germanistischen Linguistikveranstaltung – dieselbe Studentin ans Pult ging und zu einem Fackelzug aufrief, der Coseriu dazu bewegen sollte, einen Ruf nach Bonn abzulehnen. Das Gespräch mit dem Marktweib und der Stiftskirche hat mir Brigitte Schlieben-Lange – so hieß sie inzwischen – viel später erzählt. Wir haben uns auf einem Portugiesisch-Ferien-Kurs in Coimbra näher kennen gelernt, an dem ich mit meiner Frau teilnahm, und wir haben später viel zusammengearbeitet, wie ich gleich erzählen werde. – Jahre später, auf einem Kongress in Bielefeld zum Sprachwandel, zu dem Brigitte Schlieben-Lange und ich ein Streitgespräch über das Problem der *Historizität von Sprechakten* beisteuerten, zu einem Thema, über das wir uns in unserer gemeinsamen Vorbereitung des kommenden Sommersemesters nicht geeinigt hatten, saßen wir mit Coseriu zusammen, und Brigitte berichtete ihm von dieser Episode. Dann gingen wir in den Nebenraum, um nicht zu elitär zu wirken, und Brigitte Schlieben-Lange verkündete allen Kollegen voller Stolz, gerade habe sie Herrn Coseriu erzählt, wie sie seinetwegen geweint habe. Coseriu deutete maliziös mit dem Finger auf mich und sagte in seiner unverkennbaren Sprechweise: „Nur Herr Weydt habe ich nie zum Weinen gebracht“. Brigitte Schlieben-Lange war da schon Lehrstuhlinhaberin. Dass sie in Tübingen seine Nachfolgerin werden würde, wusste noch niemand. Im Seminar über Sprachtypologie konnte man es noch weniger ahnen.

## Begegnungen mit Frankreich

Aber wie bin ich überhaupt zum Studium des Französischen und zur Romanistik gekommen?

Nach drei Semester Jurastudium, von denen das letzte nur als Testsemester gedient hatte, um festzustellen, ob ich der Rechtswissenschaft und dem Beruf, der sich daraus ergeben würde, nicht doch noch etwas abgewinnen könnte, kam ich von einer abenteuerlichen Orientreise zurück. Wir, mein guter Freund und Mitrunderer Günter Oberdörster, heute einer der bekanntesten Nano-Partikelforscher in den USA, und ich waren mit eigenem Oldtimer losgefahren. Unter anderem hatte Günter in Damaskus wegen einer lächerlichen Anklage sogar im Gefängnis gesessen, wir hatten großartige Gastfreundschaft genossen und waren, da das Auto in Syrien seinen Geist aufgab, von Aleppo aus zurückgetrampt. In Deutschland wechselten wir beide das Studienfach: er von Mathematik zu Veterinärmedizin, ich von Jura zur Philologie. Mit dem Berufsziel, Deutsch- und Französischlehrer zu werden, war ich durchaus einverstanden. Damit wäre ich durchaus zufrieden gewesen, aber man konnte ja sehen, ob es anderes gab (etwa Goethe-Institut, etwas im Ausland). Ich hatte Französisch als dritte Fremdsprache auf der Schule gelernt, außerdem noch Spanisch drei Jahre lang als Arbeitsgemeinschaft. Fasziniert hat mich diese Sprache von der ersten live-Begegnung an, und später immer weiter auf Trampptouren. Trampen, per-Anhalter fahren, war eine ideale Begegnungs-Methode.

Man traf nur nette Leute, andere nahmen einen nicht mit. Man hatte Gelegenheit, mit ihnen die verschiedensten Themen zu besprechen: religiöse (was heißt *Erlösung?*), Politik, Krieg, Landwirtschaft, und man lernte das Land durch die Gespräche mit diesen Zufallsbegegnungen recht gut kennen. Mein größter Sprach-Faux-Pas: ich wollte darauf hinweisen, dass die Franzosen nicht viel reisen und drückte das so aus: *Les Français ne travaillent pas beaucoup* (Interferenz mit Englisch *travel*).

Während der Studienzeit verbrachte ich ein Jahr als Lehrer für Deutsch für die *Cours Municipaux* in der Kleinstadt Fécamp in der Normandie. Das hatte den Vorteil, dass ich der einzige Deutsche, überhaupt der einzige Ausländer, in der Stadt war und keiner mit mir Deutsch sprechen wollte und konnte. Man hat mich mit Wärme und Interesse aufgenommen. Fast jedes Wochenende verbrachte ich in Paris bei meiner Schwester und ihrem französischen Mann, fast immer trafen wir Freunde, gingen viel ins Theater. Montagmorgen ging es zurück nach Fécamp, wo ich Abendkurse unterrichtete. Ich hatte 14 Wochenstunden zu geben, davon zehn parallele Anfängerkurse. Das war eine einmalige Chance, meinen Unterricht zu optimieren. Ich konnte von Stunde zu Stunde beobachten, welche Erklärungen ankamen, welche Witze aufmunternd wirkten, wann man am besten im Chor spricht, wie Hausaufgaben und Wiederholungen gestaltet werden müssen und so unterrichten zu lernen. Die etwa 150 Schüler aller Altersgruppen waren motiviert, nicht zuletzt durch eine ausgezeichnet laufende und auf beiden Seiten engagiert unterstützte *jumelage* (Städtepartnerschaft) mit der oberrheinischen Stadt Rheinfelden. Viele der Schüler luden mich nach Hause ein; ich verbesserte meine Sprache und ich lernte sehr viel über Frankreich und die Franzosen. Aus den Erzählungen meiner gleichaltrigen Freunde konnte ich mir ein Bild machen von der Realität des Algerienkrieges, auch durch Berichte des französischen Schwagers. Und ich habe diese Art, mein Wissen durch Augenzeugenberichte anzureichern, ein Leben lang fortgesetzt. Ich habe später sehr viele Reisen gemacht, privat, aber auch als Vortragsreisen für den DAAD und für das Goethe-Institut und auf Einladung von Universitäten. Da habe ich mich bemüht, den Alltag und die prägende Geschichte zu verstehen; ich gewann die Überzeugung, dass ich dadurch mehr Einsichten gewann als durch *book learning*. Nach dem Jahr in Fécamp wurde ich stolz Tutor für Altfranzösisch, begleitete als solcher einen Kurs des Assistenten Hans- Martin Gauger über „Altfranzösische Liebeslyrik“. Unter den Studentinnen, die diesen Kurs besuchten (besonders in Erinnerung ist mir der *Trouvère* Le Châtelain de Coucy), lernte ich meine spätere Frau kennen. Wen wundert's bei dem Thema?

## Abtönungspartikeln und ihre französischen Entsprechungen

Meine Dissertation schrieb ich im Fach Romanistik, betreut und gefördert durch die beiden Linguisten der Romanistik, Mario Wandruszka und Eugenio Coseriu. Das waren zwei Gelehrte, wie sie unterschiedlicher nicht sein konnten. Auf der einen Seite Wandruszka mit einer hohen, auch artikulatorisch ausgeprägten Sprachbegabung und einem feinen Sinn für sprachliche Finessen, glänzend besonders im Französischen und Italienischen, aber auch in anderen Sprachen, Fähigkeiten, die er für seine vergleichenden Übersetzungsarbeiten hinzuzog, jedoch voll Misstrauen gegenüber theoretischen Systemen, und auf der anderen Seite der gründliche und analytisch denkende Coseriu mit seinem unbegrenzt scheinenden Lesehunger

und Wissen. Ich sah das als Chance, von beiden maximal zu profitieren. Die Doktorarbeit schrieb ich bei Wandruszka, eine kontrastive Studie zu den deutschen Modalpartikeln, die ich *Abtönungspartikeln* nannte, also zu Wörtern wie *ja, denn, doch eigentlich, bloß, nur, halt* und ihren französischen Entsprechungen. Wie war ich auf dieses Thema gekommen? Ich muss zurückgehen auf meine Oberstufenzeit am *Staatlichen Nikolaus-Cusanus-Gymnasium* in Bad Godesberg. Ich werde noch berichten, dass sich in diesen Jahren mein ganzes Streben um das Rudern drehte. Mir war klar, dass wir in dieser Sportart nur „was werden“ konnten, wenn wir ungewöhnlich gute Trainingsleistungen erbrachten. Dazu gehörte für mich, abends stets optimal ausgeruht zum Training zu erscheinen. Mein Tagesablauf sah also so aus, dass ich morgens eine halbe Stunde mit dem Rad zur Schule, nach der Schule zurück nach Hause fuhr, dann zu Mittag aß, und dann erst einmal zur Trainingsvorbereitung ein ausgedehntes Nachmittagsschläfchen machte. Bevor ich mit dem Rad zum Rudern fuhr, blieb kaum Zeit für die Schularbeiten. Nach dem Rudern, Booteversorgen, Duschen, Heimfahren gab es Abendbrot, dann ging es ins Bett. In Bezug auf die Schule beschloss ich, da ich ja sowieso dort die Zeit „rumbringen“ musste, unbedingt in jedem Fach immer konzentriert aufzupassen und mir alles, was durchgenommen wurde, möglichst genau einzuprägen. Dabei konnte man sich körperlich durchlockern. Das klappte einigermaßen, es waren ja auch interessante Sachen, die vermittelt wurden, und trug mir das Urteil der Lehrer, die merken, dass ich wenig Schularbeiten machte, „intelligent, aber faul“ ein, was mir schmeichelte, die Sache aber nicht wirklich traf. So speicherte ich eine Bemerkung/Frage unseres guten Französischlehrers Günther Diehl ab, wo eigentlich bei der französischen Übersetzung des deutschen Satzes: *Das habe ich ja schon immer gesagt* das *ja* blieb. Das war mir noch präsent, als Mario Wandruszka ein Hauptseminar zum Adverb in den verschiedenen Sprachen durchführte (er ging – wenn ich mich recht erinnere – mit seinen vergleichenden Seminaren systematisch die Wortarten durch). Ich bat in seiner Sprechstunde, in meiner Seminararbeit die französischen Entsprechungen solcher kleinen deutschen Wörtchen wie *ja, denn, doch, eigentlich* untersuchen dürfen, und daraus entwickelte sich das Dissertationsthema. Die methodischen Impulse, vor allem das strukturelle Prinzip der Opposition, kamen von Coseriu. „Kennen Sie“, fragte mich Coseriu, „den Unterschied von *denn* und *eigentlich*?“ Er führte aus, dass man „*Wie spät ist es denn?*“ sagt, wenn man auf Anzeichen Bezug nimmt, dass der andere die Uhrzeit weiß, *eigentlich*, wenn man die Frage aus einem eigenen Fragebedürfnis heraus stellt. Erstaunliche Beobachtungen aus dem Munde eines Rumänen, der Deutsch angestrengt, langsam und auf stilistisch hohem Niveau spricht. Ich habe das aufgegriffen und daraus die Methode der „parataktischen Reihen“ entwickelt, nach der sich die Bedeutungen aller Abtönungspartikeln bestimmen lassen. Ich arbeitete in dieser Zeit, angeregt durch Klaus Birkenhauer, mit Stricknadeln und Schlitz-Randlochkarten. Das waren Karten im Postkartenformat, die an jeder Seite von einer Doppelreihe von Löchern umrandet waren. Wenn man mit einer Spezialzange oder einer Schere die Verbindung nach außen ausschnitt, eine Stricknadel in einen Stapel von „programmierten“ Karten einführte, den Stapel hochhielt und nur die Stricknadel festhielt, dann fiel die betreffende Karte heraus. Ich konnte auf diese Weise zum Beispiel aus Hunderten von Übersetzungsbeispielen alle Fälle herausfischen, in denen für die Abtönungspartikel *eigentlich* in der französischen Übersetzung kein materielles Äquivalent auftrat. Da ich die Bedeutung aller Löcher sehr gut kannte, wäre ich in der Lage gewesen, rein aus der Außenaufsicht auf



den Stapel der Beispielparten einen Vortrag zu halten. Auch umfangreiche Literaturkarteien, aus denen ich nach Autor, Sachgebieten, Erscheinungsjahr usw. und deren Kombinationen geordnet alle Karten herausschütteln konnte, legte ich an, bzw. ließ ich später in Berlin von den studentischen Hilfskräften nach meinen Anstreichungen anfertigen. Ein steinzeitlicher, materieller Vorläufer des PCs. Heute ist mir jede Hilfskraft in der Benutzung des Computers, besonders für wissenschaftliche Zwecke, weit überlegen. Trotz dieser Hilfsmittel spielten die französischen Entsprechungen der deutschen Partikeln in dieser Dissertation nur eine untergeordnete Rolle. Wenige Jahre später wurden die Abtönungspartikel ein ganz großer „Renner“, zum einen, weil sie allzu lange von der Forschung vernachlässigt worden waren, zum andern, weil sie außerordentlich schwer an Deutschlerner, besonders aus partikelarmen Sprachen, zu vermitteln sind; wenn sie aber nicht beherrscht werden, begrenzt das die alltägliche Kommunikation; zum dritten, weil sich mit der *Pragmatik* nach der *Generativen Grammatik* ein neues linguistisches Paradigma Bahn brach. Zur Zeit meiner Dissertation war die Generative Grammatik absolut dominierend in der Linguistik. Einer der bekanntesten deutschen jungen Linguisten riet mir von der Beschäftigung mit Partikeln ab, denn das könne sein „Apparat nicht generieren“. Ich weiß nicht mehr, ob ich ihm antwortete oder ob ich ihm im Nachhinein nur gerne geantwortet hätte, dass, wenn ich die Wahl hätte zwischen der deutschen Sprache und seinem Apparat, ohne Zögern die deutsche Sprache wählen würde. - Viele Jahre später war ich öfter von West-Berlin aus bei meinem Freund Manfred Bierwisch, dem wohl anerkanntesten Linguisten der DDR, einem überzeugten Generativisten und Chomsky-Verehrer, privat (nur so ging es) in Ost-Berlin, um zu diskutieren. Wenn wir zum Beispiel die Struktur einer Partikel wie *jedenfalls* diskutierten, wollte ich sie auf Umgangs-Deutsch definieren, während Manfred, unterstützt von Ewald Lang, stets versuchte, sie direkt in die Sprache der formalen Logik zu überführen. Ich war der Meinung, dass das zwei getrennte Vorgänge seien: zuerst Erfassen der übergreifenden Bedeutung, dann Überführung in die Sprache der Formalen Logik. Den zweiten Schritt empfand ich als im Grunde überflüssig. Ich habe später an der *Freien Universität Berlin* drei große *Internationale Kongresse* zu den Partikeln veranstaltet. Drei Schüler (Elke Hentschel, Theo Harden, Dietmar Roesler) und ich haben im Anschluss an einen Partikelkongress ein Lehrbuch der Abtönungspartikel geschrieben (*Kleine deutsche Partikellehre*), den Entwurf und den größten Teil davon in einem gemieteten Ferienhaus in Renvyle (Irland) bei Torffeuer. Alle drei sind später Linguistik-Professoren geworden und bewegen sich nun langsam auch auf den Ruhestand zu.

## Referendariat

Nach dem Ersten Staatsexamen trat ich das Referendariat in den Fächern *Französisch* und *Deutsch* an, besuchte aber in der freien Zeit weiterhin die linguistischen Lehrveranstaltungen der Romanistik. Hans-Martin Gauger war Assistent bei Wandruszka. Er erhielt während meiner Referendariatszeit zwei Rufe, einen nach Freiburg; Wandruszka bot mir die vakant werdende Stelle an. Ich empfand das als großartig und als eine Ehre und hätte die Assistentur sofort angetreten. Wandruszka jedoch bestand darauf, dass ich erst den Referendardienst beendete; bis dahin, über sechs Monate, ließ er die Stelle unbesetzt und wartet auf mich.

Das erfüllt mich heute noch mit Dankbarkeit. Es war für mich – wie sich später herausstellte – ein außerordentlich glücklicher Rat. Ich wusste einerseits nach abgelegtem Zweiten Staatsexamen, dass ich jederzeit zur Schule zurück konnte, und dass es mir dort gefallen würde. Beide Lehrberufe – am Gymnasium und an der Universität – haben spezifische Vor- und Nachteile. An der Schule gefiel mir besonders der ständige Wechsel zwischen den verschiedenen Altersgruppen, auf die man sich von Stunde zu Stunde neu einstellen musste. Mir gefiel der enge persönliche Kontakt zu den Schülern und dass man zusehen konnte, wie aus Kindern Erwachsene wurden. Demgegenüber bietet die Universität eine größere Freiheit bei der Wahl des Gebietes, mit dem man sich auseinandersetzen, auf dem man nachdenken und auf dem man etwas entdecken kann, sie bietet anders gelagerte Gestaltungsmöglichkeiten. Erst als ich die sehr risikobehaftete Universitätslaufbahn begonnen hatte, erfuhr ich am eigenen Leibe, wie gut es war, dass ich mit dem Zweiten Staatsexamen ein Sicherheitsnetz eingezogen hatte. An der Universität musste ich dienstlich und wissenschaftlich weniger Konzessionen machen und war nicht auf Gedeih und Verderb darauf angewiesen, eine Professur zu erjagen.

Ich führte also das Referendariat zu Ende. Meine Zweite Staatsexamensarbeit schrieb ich über das Rundgespräch, eine spezielle Form des Unterrichtsgesprächs, bei der die Schüler besonders auf die Beiträge der anderen eingehen und zugleich eigene Gedanken entwickeln sollen. Gerne hätte ich auch über den Sinn von Grammatik-Hausaufgaben im Französisch-Unterricht geschrieben: es sollte dabei um ein Lernhemmnis gehen, das darin besteht, dass die Schüler als Hausaufgaben Übungen machen, sich auf diese Weise ihre eigenen Lösungen einprägen, darüber schlafen und am nächsten Tag, falls ihre Lösungen falsch sind, diese Fehler nicht mehr loswerden. Man bringt sie also durch diese Übungen im Grunde dazu, ihre eigenen Fehler zu lernen, ein Phänomen, das auch in anderen Bereichen des Fremdsprachenunterrichtes auftritt. Nach dem Referendariat wurde ich also Assistent von Wandruszka am Romanischen Seminar der Tübinger Universität, in enger Nähe auch zu Coseriu.

## Montréal

Hans-Martin Gauger nahm einen Ruf nach Freiburg an, ein weiterer war anhängig; Gauger konnte deshalb einer Einladung zu einer Gastprofessur nach Montréal nicht folgen. Ich konnte an seiner Statt diese Möglichkeit wahrnehmen, für ein Jahr ans *Département de Linguistique* der französischsprachigen *Université de Montréal* nach Kanada zu gehen; wenige Tage, nachdem wir von der Möglichkeit erfahren hatten, saßen meine Frau und ich im Flugzeug nach Kanada.

Wir freuten uns sehr auf den Aufenthalt in dieser sprachlich beneidenswerten zweisprachigen Stadt, wo jeder die beiden damals wichtigsten Sprachen der Welt zur Verfügung hatte, das Französische und das Englische. So dachten wir jedenfalls, bis uns diese Illusionen gründlich zerstob. Die französischsprachige Québecer Bevölkerung lehnte das Englische strikt ab, besonders die gebildeten Schichten. Seit den Zeiten der Besiedlung des amerikanischen Kontinents hatte das Französische gegenüber dem expandierenden Englisch beständig an Boden verloren. Legte sich einst *La Nouvelle France* westlich um die bescheidenen *New England States* herum und reichte sie in weitem Bogen vom St.-Lorenz-Strom mit Québec und Montréal (Hochelaga) bis Louisiana, so verlor die Frankophonie in den Folgejahrhunderten Position

um Position. Montréal war zur Zeit meiner Ankunft im Sommer 1969 schon dominant englischsprachig. Der Anglisierungsprozess setzte sich unter unseren Augen und in einem für die französischsprachigen Québécois beängstigenden Maße fort. Ein wichtiges Einfallstor war die Schule. Die Schulsprache wurde durch die Mehrheit der Eltern festgelegt. Da Montréal traditionell Anlaufpunkt für die Einwanderer war, die alle das Beste für ihre Kinder wollten, in der Mehrzahl beide Sprachen nicht sprachen, da sie gar keinen Bleibewillen für Québec mitbrachten, sondern die Möglichkeit der Weitermigration, von Westkanada und Alaska bis Kalifornien und Florida, vor Augen hatten, votierten sie recht einhellig für das Englische als Schulsprache, und so fiel Schule um Schule zum Entsetzen der Québécois an die Anglophonie. Zum Sprachgegensatz kamen andere Gegensätze, die die Bevölkerungsgruppen in ihrer Mehrheit trennten: *protestantisch* / *jüdisch* (anglophone Siedler und *Companies*) versus *katholisch* (die Québécois waren erst dabei, sich von einem starken Einfluss der *curés* zu lösen); *wohlhabend*/ *reich* versus *arm* (durch Erbteilung ihres Landbesitzes waren die kinderreichen Québécois-Familien großenteils verarmt). Zudem durften die Québécois aus religiösen Gründen keinen Geldhandel betreiben, wodurch sie den Anglophonen wirtschaftlich unterlegen waren. Zwischendurch, wir waren erst wenige Monate im Land, entluden sich diese Spannungen in Terrorakten, denen der späteren Baader-Meinhof-Gruppe nicht unähnlich. Da man in der französischsprachigen *Université de Montréal* den Kern der Bewegung – oder doch viele Sympathisanten – vermutete, waren wir Dozenten besonders im Visier der Fahnder. Plötzlich standen Zivilpolizisten in der Tür fragten (rein rhetorisch), ob sie sich einmal umsehen dürften, durchsuchten alles, klopfen die Wände der *placards* ab und verschwanden wieder, nicht ohne uns Telefonnummern zu hinterlassen für den Fall, dass uns etwas Verdächtiges auf- oder einfallen sollte.

Am *Département de Linguistique* hielt ich Vorlesungen einführender Art und zur Lautgeschichte des Französischen und Seminare zur Semantik und Lexikographie. Meine freundschaftlichsten wissenschaftlichen Kontakte unterhielt ich zu dem an der *Université de Montréal* angesiedelten Team des *Projet de Traduction Automatique* um Alain Colmerauer, Brian Harris und Dick Kittredge. Computerübersetzung wurde gerade in Kanada außerordentlich gefördert, um die englisch-französische Kommunikation zu erleichtern. Auch meine Frau arbeitete zeitweilig an dem Projekt mit. Die Anfänge waren mühselig. Man war gerade erst dabei, über die Übersetzung von Wettervorhersagen hinauszugehen. Ich verfolgte das mit Interesse, war allerdings überaus skeptisch, sah vor allem die Schwierigkeiten und hätte nie geglaubt, dass die automatische Übersetzung je auf den Stand kommen könnte, den sie mittlerweile erreicht hat. Später, in Berlin, schrieb eine Studentin bei mir eine ausgezeichnete Arbeit über *Maschinelle Übersetzung*. Sie hat später viel mit mir zusammengearbeitet, wir haben viel miteinander geforscht und publiziert, u.a. das *Handbuch der deutschen Grammatik*, inzwischen in der 4. Aufl., ein Werk von über 470 Seiten. Elke Hentschel ist jetzt Inhaberin der „Lehrkanzel“ für Linguistik am Germanistischen Institut der Universität Bern.

Nebenbei baute ich meine vor lauter Romanistik verschütteten Englischkenntnisse wieder auf und aus. Ich lernte, Sprachen auseinanderzuhalten, also ohne Schwierigkeiten vom Englischen ins Französische und Deutsche und zurück zu wechseln. Das ist, wie ich später feststellte, eine Fähigkeit, die man auf andere Sprachen übertragen kann (z.B. Spanisch – Portugiesisch – Französisch). Bei Mehrsprachigen hatte ich das sehr bewundert, und war nun glücklich, zu sehen, dass



auch ich zu denen gehörte, die einigermaßen mühe- und interferenzlos zwischen den Sprachen wechseln konnten. Der Sprachenstreit spielte eine große Rolle in Montréal. Ich versuchte, neutral zu bleiben, aber gerade als Assistenzprofessor, der an der Udm Linguistik unterrichtete, wurde ich gedrängt, mich zu dem Sprachenstreit zu äußern und Position zu beziehen. In dieser Zeit entwickelte ich eine große Sensibilität für Sprachkonflikte, sah die Argumente auf beiden Seiten. Als ich Jahre später für ein paar Wochen nach Almaty ging, schon zur Zeit der Selbstständigkeit Kasachstans, fuhren bei mir sofort die Antennen aus, und ich registrierte – wie in vielen anderen Staaten der ehemaligen Sowjetunion, in Usbekistan und dem Baltikum – Sprachspannungen, von denen andere gar nichts merkten. Als Folge der Montréaler Erfahrungen konnte ich mich auch auf meinen späteren Reisen nicht mit einfachen Erklärungen zufrieden geben, die darauf hinausliefen, „früher“ habe man friedlich zusammen gelebt, die jetzigen Konflikte seien „von oben“ gekommen, ausgelöst von Scharfmachern, die die Gegensätze „ethnisiert“ hätten. – Meine Frau arbeitete mit großer Begeisterung als Französisch-, Sport- und Deutschlehrerin an einem *Collège*. Wir gewannen viele gute Freunde.

So vergingen zwei wunderbare Jahre. An deren Ende hatten wir eine schwere Entscheidung zu treffen: bleiben (man hatte uns verlockende Vertragsverlängerungen angeboten) oder zurück nach Tübingen (meine Stelle war freigehalten worden) gehen? Besonders auf Drängen meiner Frau kehrten wir nach Tübingen zurück, meinerseits, auch, weil ich die Absicht hatte, mich in Deutschland zu habilitieren und weil ich der Meinung war, dass ich bei Coseriu noch viel lernen könnte. Wandruszka war inzwischen einem Ruf nach Salzburg gefolgt.

## Das Romanische Seminar in Tübingen und die 68er Bewegung

1971 kehrten wir zurück. Das Universitätsleben in Tübingen, auch am Romanischen Seminar, war weitgehend von der Studentenbewegung geprägt. Die 68er-Bewegung war in vollem Gange. Ich war einerseits aufgeschlossen, fand es auch überfällig, dass die Professoren- und Ordinarienherrschaft aufgebrochen wurde, andererseits hatte ich eine antikommunistische Vergangenheit: ich hatte so viel Inhumanes und Autoritäres in der DDR erlebt, dass es mir – wollte ich mit mir im Reinen bleiben – unmöglich war, hinter Roten Fahnen her zu marschieren und die Parolen zu übernehmen. Dazu muss ich ausholen: ich hatte Verwandte in der DDR, genauer gesagt auf der Grenze zwischen Ostberlin und der DDR (politisch Ostberlin, aber jenseits des bewachten Schlagbaums, der Ostberlin von der DDR trennte) Am 12./13. August 1961 fand ein großes Familienfest in West-Berlin statt. Am 12. August 1961 verabschiedete sich der „Ostteil“ der Verwandtschaft bis zum nächsten Tag, am Tag darauf, am 13. August, befanden wir uns in zwei getrennten Hemisphären. Ich habe auf Einladung (Aufenthaltsgenehmigung) im Frühjahr 1962 sechs Wochen in der DDR verbracht und verdanke dieser Zeit sehr viel. Ich las täglich die Zeitung, lernte den politischen Diskurs und hatte zahlreiche Diskussionen mit Gleichaltrigen. Diese Erfahrungen haben mir enorm geholfen, als ich nach dem Fall der Mauer an die neu gegründete *Europa-Universität Viadrina* in Frankfurt (Oder) berufen wurde, wo ich erster Dekan der *Kulturwissenschaftlichen Fakultät* wurde. Mir waren die Umgangsformen, die Denk- und Ausdrucksstrukturen der DDR-Bürger von Jugend an vertraut. Vorbehalte gegen Wessis ließen sich im Handumdrehen ausräumen.

Soweit sich die deutsche Studentenbewegung nicht gegen Universitätsstrukturen richtete (zum Teil sehr zu Recht), ging es ihr um den Vietnamkrieg und um Antikapitalismus, fast gar nicht um die Auseinandersetzung mit der Nazi-Vergangenheit der Vätergeneration. Das wird heute oft falsch berichtet. Die „Studentenbewegung“ war gar keine deutsche Bewegung; sie war international geprägt; von den USA (Berkeley und anderen Elite-Universitäten) und aus Frankreich, besonders aus Paris, war sie nach Westdeutschland und Westberlin importiert worden. Die Studenten, die in Paris und den USA gegen den Vietnamkrieg der USA und gegen den Kapitalismus protestierten, dachten gar nicht an Nazi-Väter, denn sie hatten keine. Abrechnung mit der Vätergeneration spielte auch in Deutschland in den Protestmärschen und auf den VVs fast keine Rolle, auch wenn das oft anders berichtet wird. Es ist schade, dass ich nicht die zahlreichen Flugblätter, die jeden Tag in Tübingen und dann in Berlin in der Mensa auf den Tischen lagen, gesammelt habe. Sie wären ein unschätzbare Dokumentationskorpus..

Viel später wurde mir eine Beziehung zur Studentenbewegung klar, genauer gesagt zu Gudrun Ensslin, Mitglied der Baader-Meinhof-Gruppe klar. Ich hatte im Studium in Tübingen über meine Schwester Bernward Vesper kennen gelernt. Er studierte Germanistik und war ein außerordentlich belesener Kenner der modernen deutschen Literatur; wir hatten sehr häufig, meist in Cafés, stundenlange engagierte Diskussionen über Literatur, häufig kontrovers, aber sehr leidenschaftlich. Sein Vater war Will Vesper, der hatte als völkischer Dichter im Nationalsozialismus eine führende Rolle gespielt; seine Werke, von denen ich einige zu lesen bekam, waren – vom völkischen Gehalt abgesehen – zudem noch schlecht geschrieben. Bernward Vesper kannte viel von der deutschen Literatur; ich lernte ihn kennen als Mann der hochfliegenden Pläne, der sich als geistige Elite verstand, aber von begrenzter Intelligenz, zugleich auch intellektuell hochmütig und ängstlich war. Einmal, wir hatten, bis das Café schloss, diskutiert, standen wir noch im Gespräch vor dem Tübinger Stift, als eine randalierender, offensichtlich alkoholisierte Arbeiter in Gummistiefeln uns anpöbelte. Sofort verschwand Bernward im Dunkeln, während ich mich mit dem Mann kurz unterhielt. Aus sicherer Entfernung und aus dem Dunkeln tönte Bernwards Stimme: „Harald, komm sofort her! Sprich nicht mit dem! Mit solchen Leuten zu sprechen ist unter meiner Würde“. Walter Jens, über den Bernward einen lobenden Artikel verfasst hatte, lernte ihn kennen, sah seine Literaturkenntnisse und schlug ihn gleich für die *Deutsche Studienstiftung* vor. Der germanistische Literaturwissenschaftler Richard Brinkmann war dazu ausersehen, den Vorschlag mit einem Zweitgutachten zu unterstützen. Er machte sein Gutachten von einer Seminararbeit abhängig, die Vesper vorher liefern sollte. Dabei ging es – wenn ich mich recht erinnere – um die Metaphorik in der Sprache eines Erzählers des 19. Jahrhunderts. Die Arbeit war zunächst durchschnittlich bis unterdurchschnittlich. Ich habe die ganze Nacht mit Bernward daran gearbeitet, sie auf ein akzeptables Niveau zu verbessern. Er wurde dann für die deutsche Studienstiftung vorgeschlagen und wurde in sie aufgenommen. In dieser Zeit, in der wir viel zusammen waren, lernte er Gudrun Ensslin kennen. Beide verließen Tübingen und zogen nach Berlin. Sie versuchten zunächst, die Werke von Bernwards Nazivater, den er bis zum Schluss sehr verehrte, herauszugeben. In Berlin hatte Bernward andere Freundinnen, Gudrun Ensslin wechselte den Partner und tat sich mit Andreas Baader zusammen (in meinen Augen ein Wechsel vom theoretisierenden Gernegroß zum unintellektuellen kriminellen Tatmenschen und Praktiker), das Paar

bildete mit Ulrike Meinhof die sogenannte Baader-Meinhof-Gruppe, auch RAF („Rote Armee-Fraktion“) genannt. In der Berliner 68er-Szene genoss Vesper offenbar Kultstatus. Ich wohnte etwas später in Tübingen einer studentischen Vorbereitung einer Protestaktion bei; ich weiß nicht mehr, worum es ging, man wollte zu einem von der Polizei geschützten Objekt vordringen und hatte Zweifel, ob man erfolgreich sein würde. Da wurden die Zweifel weitgehend ausgeräumt, denn: „Es kommt doch der Vesper!“ Das war wie eine Heilsbotschaft. Ich traute meinen Ohren nicht. – Vespers posthum erschienene Autobiografie „*Die Reise*“ ist ein noch heute ernst genommenes Kultbuch („*Nachlaß einer ganzen Generation*“, „*intellektueller Höhepunkt der Bewegung des Jahres '68*“) der 68er und derer, die sich für diese Bewegung interessieren. Michael Kapellen hat viele meiner Interview-Aussagen in seinem Buch (2005: *Doppelt leben. Bernward Vesper und Gudrun Ensslin. Die Tübinger Jahre*. Tübingen: Klöpfer und Meyer) verwendet. Beide, Gudrun Ensslin und Bernward Vesper begingen Selbstmord: Bernward Vesper 1971, er war in einer psychiatrischen Klinik untergebracht worden, Gudrun Ensslin 1977 in Stammheim, als die Mogadischu-Entführung gescheitert war.

Durchaus erwähnenswert für die Situation am Romanischen Seminar während der „Studentenunruhen“ war die Haltung von Coseriu; er war damals Geschäftsführender Direktor. Studenten kamen in seine Vorlesung und verlangten Zeit, um Erklärungen zu verlesen und mit dem Plenum zu diskutieren. Coseriu fragte sachlich zurück, wieviel Zeit sie bräuchten und erläuterte ihnen, dazu könne er allenfalls fünf Minuten abtreten, er habe sehr viel Stoff. In politischen Diskussionen fragte er sie in freundlichem und kollegialem Ton, ob sie denn folgende wichtige marxistische Schriften (von Marx und Hegel bis zu Stalinartikeln), auch gelesen hätten; als sie das verneinten, betonte er: „Das müssten Sie aber unbedingt lesen!“ – Wir waren schon in Montréal ins Fadenkreuz der Terrorismus-Fahnder geraten. In Tübingen traf es eine Freundin, Gerda, eine Deutsch-Argentinierin, die am Romanischen Seminar als Hilfskraft des Hispanisten Reinhold Kontzi arbeitete und mit mir das Dienst-Zimmer teilte. Man hatte einen Kassiber der Baader-Meinhof-Gruppe abgefangen, in der von „bei Gerda im Garten“ die Rede war. Gerda wohnte in der Gartenstraße und wurde nun auffällig beschattet und relativ unprofessionell verhört, was uns erheiterte, aber letztlich folgenlos blieb.

Auf Drängen der Studenten hin wurde am Romanischen Institut inoffiziell eine Institution eingerichtet, die „*Institutsversammlung*“, zu gleichen Teilen mit Vertretern der Professoren, des Mittelbaus und der Studierenden besetzt. Ich war als Assistentenvertreter und als für alle Parteien erträglicher Kompromiss (oder als einer, den alle einigermaßen akzeptierten) zum Vorsitzenden gewählt worden, gegen den Widerstand von Coseriu, der die Meinung vertrat, den Vorsitz müsse der Geschäftsführende Direktor führen. In einer der ersten Sitzungen stellten die Studentenvertreter, SDS-Mitglieder, einen Katalog von Forderungen vor, die zu diskutieren waren, definierten aber zugleich einige „*essentials*“, d. h. Forderungen, die auf jeden Fall als Vorbedingungen zu erfüllen seien und auf keinen Fall diskutiert werden durften. Da das, wie ich vorhersah, nicht realistisch war, deutete mir alles auf einen unvermeidlichen und offenen Bruch hin. Coseriu hörte sich das alles an. Er führte dann in gesetzten Worten aus, dass er sich eine lange und gute Zusammenarbeit mit den Studierenden erhoffe. Dann bat er darum, dass die Studenten zunächst die *essentials* begründen sollten. Das geschah, und die ganze, sehr lange Sitzung hindurch wurden nur die unantastbaren *essentials* diskutiert. – Seine eigenen

politischen Meinungen hat Coseriu nicht hervorgekehrt und auch uns, seinen Mitarbeitern, seine Haltung, zum Beispiel zum Marxismus, den er, einschließlich der russisch geschriebene Literatur gut kannte, nicht mitgeteilt. In dem Biografieband, von Johannes Kabatek und Adolfo Murgia besorgt (*Die Sachen sagen, wie sie sind. Eugenio Coseriu im Gespräch*. Tübingen: Narr 1997) findet man differenzierte Aussagen von Coseriu zur Ungerechtigkeit der Haltung der Linken, die die unmenschlichen Schauprozesse der Kommunisten in Osteuropa ausblendeten und sich über sie nicht informieren wollten.

## Kurswechsel

Nach meiner Rückkehr aus Kanada traf ich eine wichtige Entscheidung. Trotz erneuter, intensiver, jahrelanger Begegnung mit dem Französischen und der wissenschaftlichen Beschäftigung mit dieser Sprache (nebenbei hörte ich noch spanische Vorlesungen und belegte italienische Sprachkurse), entschied ich, dass ich die Romanistik nicht zu meinem Berufsfeld machen wollte. Ich teilte das Coseriu mit, der es erstaunt zur Kenntnis nahm. Der Grund war einfach eine klare Einsicht in die Begrenztheit meiner französischen Sprachkompetenz, die weit hinter meiner muttersprachlichen Fähigkeit zurückblieb. Ich war schriftlich im Französischen bei weitem nicht so sicher wie im Deutschen. Einen Bereich wie die deutschen Abtönungspartikel hätte ich im Französischen nicht so bearbeiten können, wie ich es im Deutschen konnte. Darf ich das an einem Beispiel illustrieren? Die deutschen Abtönungspartikel wirken in Partialfragen (*Satzgliedfragen, w-Fragen*) im Allgemeinen freundlich. *Wie heißt du denn? Warum weinst du denn?* sind typische vertrauenerweckende Fragen, wie sie zum Beispiel Mütter an Kinder richten. *Ja-Nein-Fragen* dagegen wirken im Allgemeinen erstaunt: *Waren Sie denn schon in Japan? Ja, haben sie denn gar keinen Hunger?* Im Deutschen bin in der Lage, meine muttersprachlichen Intuitionen so einzusetzen, dass ich erklären kann, dass es sich in beiden Fällen um die gleiche Partikel, mit gleicher Bedeutung, handelt und dass der *freundlich / erstaunt*-Unterschied durch das Zusammenwirken verschiedener Kontextfaktoren entsteht. Dazu muss man nicht nur die betreffenden Partikeln in ihrem Kontext sehen, sondern auch sicher entscheiden können, welche Partikeln im jeweiligen Kontext nicht gebraucht werden könnten und was stören würde, wenn sie benutzt würden. Ich begriff, nicht ohne Frustration, dass ich das im Französischen nicht konnte und in diesem Leben nicht lernen würde.

Im Rückblick war die Entscheidung, die Romanistik zwar nicht aufzugeben, aber hauptsächlich Germanist und Allgemeiner Sprachwissenschaftler zu sein, sicher eine der besten, die ich treffen konnte.

Warum? Weil die Welt ungerecht ist. Vergleicht man den prototypischen Romanisten und den prototypischen Germanisten, so ergeben sich folgende Profile: der typische Romanist ist weltoffen. Er ist viel herumgekommen, er hat in mehreren fremdsprachigen Ländern gelebt, mehrere Sprachen bis zu einem recht hohen Niveau gelernt und sich mit den Literaturen mehrerer Sprachgemeinschaften beschäftigt. Englisch kann er ohnehin. Verglichen damit ist der prototypische Germanist ein armer Wicht, ein „*Teutonist*“. Er kann Deutsch (neuerdings auch die germanische Sprache Englisch), er arbeitet über das Deutsche; andere Sprachen liegen im weniger. Viele andere Kulturen hat er nicht vertieft kennen gelernt. Aber: wer bekommt Einladungen ins Ausland? Wen zitiert

man in fernen Ländern? Den Germanisten. Ich habe als Germanist Einladungen in fast die ganze Welt bekommen, zu Vortragsreisen, Gastaufenthalten und -professuren und Workshops in Asien, war viel in Mittelasien, in Lateinamerika, in den USA, in ganz Europa einschließlich Nord- und Osteuropa. Die Wahrscheinlichkeit, dass eine – sagen wir – koreanische oder peruanische oder schwedische – Universitätsabteilung einen finnischen oder deutschen Romanisten zu Vorträgen oder Kurzzeitdozenturen über die französische Sprache einlädt, ist minimal. Natürlich werden sie Gastwissenschaftler (*de préférence de Paris*) aus Frankreich vorziehen. – Dazu kommt, dass die Eigenanforderungen die Romanisten, wenn sie den Begriff ernst nehmen, unausweichlich von vornherein überfordern müssen. Wer kann sich anmaßen, das Fach „in voller Breite“ zu vertreten? Wer kennt gleichzeitig das moderne Brasilianisch, Rumänisch, Französisch, Katalanisch, Italienisch, Sardisch, die Sprachen des Rätoromanischen? Dazu deren historische Dimensionen? Germanisten haben solche Ansprüche nicht. Sie fühlen sich im Allgemeinen nicht zuständig für die beiden norwegischen Sprachen, Dänisch, Schwedisch, Niederländisch sowie Afrikaans und Altenglisch. Mit diesen geringen traditionellen Anforderungen ans Fach, daneben aber mit einer relativ breiten Basis in anderen Sprachen und linguistischem Allgemeinwissen empfand ich meine Positionierung in der Germanistik als sehr komfortabel.

## Berlin

Als meine Habilitation in Tübingen (Wandruszka war Jahre zuvor nach Salzburg berufen worden, ich arbeitete unter Coseriu) schon eingereicht war (kumulativ, die Hauptschrift eine kritische Auseinandersetzung mit Chomskys *Generativer Grammatik*), erhielt ich einen Ruf an den *Fachbereich Germanistik der Freien Universität*. Ich lehrte dort ab dem Sommersemester 1975. Die Berliner FU-Germanisten beanspruchten und verteidigten den Alleinanspruch, an der FU drei Bereiche in der Lehre und bei der Vergabe von Arbeiten zu vertreten: *Arbeiten zur deutschen Sprache, vergleichende Arbeiten zum deutschen und anderen Sprachen, allgemeine Linguistik*. – Der mündlichen Habilitationsprüfung (Vortrag und Diskussion) unterzog ich mich in Tübingen, schon als Professor der Freien Universität, auf dem Weg in die (französischen) Ferien.

Seit 1975, meiner Berufung nach Berlin, segelte ich nur noch an den Gestaden der Romanistik entlang. Ich war nicht mehr hauptberuflich Romanist. Ich wurde aber in Gremien der Romanistik kooptiert und interessierte mich weiter für die Strukturen der romanischen Sprachen.

Im Nachhinein muss ich feststellen, dass ich an der Freien Universität und später, an der Frankfurter *Viadrina*, viel mehr persönlich-wissenschaftliche Kontakte zu meinen romanistischen Kollegen unterhielt als zu den germanistischen. Fast zwei Jahrzehnte lang aß ich fast täglich zusammen mit meinem Freund **Jürgen Trabant**, Romanistikprofessor an der FU, auch Coseriu-Schüler, einem der führenden Gelehrten zur Geschichte des Sprachdenkens, wir sprachen da über unsere Wissenschaften (unter anderem). Aber gute Beziehungen und ein entsprechender romanistischer Gedankenaustausch bestand auch zu Thomas Kotschi, Elisabeth Güllich, Winfried Busse, Bernd Kielhöfer, zeitweilig (während ihrer Zeit an der FU) auch zu Jens Lüdtkke, Peter Koch, Harald Thun, Mechthild Gilzmer, Jürgen Lang. Mit einigen von ihnen führte ich auch gemeinsame Seminare durch, die auch oder unter anderem auf interdisziplinärer und vergleichender Ebene romanistische Themen behandelten.



Die Rolle als einer, der in der Romanistik nur zu Besuch ist, gefiel mir gut und gefällt mir noch immer.

## Education permanente

Vor allem aber sorgte die Zusammenarbeit mit der Romanistin Brigitte Schlieben-Lange dafür, dass ich meine romanistische Komponente ausbauen und dass ich immer mehr dazu lernen konnte. Seit meinen ersten Berliner Jahren haben Brigitte Schlieben-Lange und ich als Vorbereitung auf die Lehrveranstaltungen des jeweils kommenden Sommersemesters im Frühjahr ein intensives gemeinsames „Trainingslager“ durchgeführt. Wir wählten ein Thema aus, das wir beide noch nicht systematisch bearbeitet hatten, das also neu für uns war. Im Frühjahr trafen wir uns in Bad Vilbel bei Frankfurt im Hause der Familie Schlieben und ihrer wachsenden Kinderschar. Wir konsumierten eine Unmenge von Literatur zu dem Thema. Das ging so vor sich, dass wir die – sagen wir – ersten zehn Seiten einer Schrift lasen; dann machten wir Halt. Einer musste das Gelesene inhaltlich zusammenfassen; er/sie stellte auch dar, was er nicht verstanden hatte, was bezweifelbar war, wer der argumentative Gegner war etc.; wir diskutierten das; dann ging es Abschnitt um Abschnitt weiter bis zum Ende. Wir unterschieden dabei zwischen einer ersten „sympathetischen“ Phase, in der wir den Autor verstehen wollten, wie er sich selbst verstand, und einer „kritischen“ Phase, zu der wir erst später übergingen, zur Bestimmung von „Leistung und Grenzen“. Unsere Ergebnisse (Literaturzusammenfassungen, Probleme, weiterführende Überlegungen, Überlegungen zur Vereinbarkeit mit anderen Ergebnissen), diktierten wir, sandten die Tonträger an unsere Sekretärinnen. In den letzten beiden Tagen des Trainingslagers entwarfen wir die Strukturen der angekündigten Seminare: wir schrieben Seminarpläne mit ausführlichen Programmen für jede Sitzung, entsprechend aufgefächert für die romanistische und für die germanistische Hörerschaft, wählten die zu lesenden Texte, die besprochen werden sollten. Wir gliederten sie in Abschnitte, die Gruppen im Seminar (je zwei oder drei) zu referieren hatten, gaben an, auf welche Fragen die Teilnehmer Antworten finden sollten (eine Überschrift finden, ein 3-Minuten-Vortrag als Zusammenfassung, Probleme). Zudem wurde für jedes Seminar ein Literaturverzeichnis erstellt. Meistens hielt Brigitte Schlieben-Lange zum gleichen Thema eine Vorlesung, auch die haben wir gegliedert und Sitzung um Sitzung vorbereitet. Ich selber habe ungern Vorlesungen gehalten, denn ich war von ihrem Nutzen für die Studierenden nicht überzeugt, so dass ich meist darauf verzichtete. Insgesamt über 20 solcher Seminare / Vorlesungen haben wir in den folgenden Jahrzehnten vorbereitet. Das bedeutete einen kontinuierlichen jährlichen Wissenszuwachs, wie wir ihn anders kaum hätten erreichen können. Themen waren unter anderem: *Idiomatik*, *Semantik* (mit mehreren Jahren Abstand wiederholt, mit wechselnden Schwerpunkten), *Pragmatik*, *Sprache und Kolonialismus*, *Sprachwissenschaft bis 1800*, *Sprachwissenschaft ab 1800*, *Variationsgrammatik*, *deutsch-romanischer Sprachvergleich*, *Dialektologie*, *Sprachwandel*, *Grammatikalisierung*. Viele Abschlussarbeiten, Dissertationen, und Kongressbeiträge sind hieraus hervorgegangen. Ein wissenschaftlicher Jungbrunnen, dem ich unter anderem verdanke, dass ich auch meine romanistischen Kenntnisse ständig erweitern konnte. Die Arbeit war anstrengend, aber extrem effektiv und deshalb sehr befriedigend. Angenehm

war, dass es kein geistiges Eigentum gab: neue Gedanken wurden vorbehaltlos aufgegriffen, und gemeinsam weiter gesponnen. Und wir achteten einander. So konnte man jederzeit zugeben, dass man etwas nicht verstanden hatte, und sagen: „Hast du das verstanden? Erkläre mir mal!“ Die Arbeit wurde immer wieder durch schöne Spiele unterbrochen: wir spielten, als die Kinder noch klein waren, einfache Spiele, später „Roter König“, eine Vorform des Skat und zum Schluss Skat. In den letzten Jahren, als die Schlieben- Kinder schon groß und aus dem Haus waren, haben wir unsere Vorbereitungen auch in Berlin durchgeführt – ich war da schon an der *Viadrina* in Frankfurt (Oder) – benutzten die romanistischen Bibliotheken Berlins (*Lateinamerikanisches Institut, Iberoamerikanisches Institut*). Diese intensiven Vorbereitungen mit Brigitte Schlieben-Lange habe ich als unendlich bereichernd empfunden. Aus ihnen sind auch eine Reihe gemeinsamer Publikationen entstanden. Brigitte Schlieben-Lange ist im Jahre 2000 im Alter von 57 Jahren verstorben.

## Berührungen mit der Romania

Zu meinen romanistischen Tätigkeiten rechne ich auch eine Kurzzeitdozentur an der Universität Brasilia, wo ich auf Portugiesisch lehrte, sowie einen mehrtägigen Workshop in Belem (Brasilien). In Brasilia führte ich ein sechswöchiges Seminar zur Pragmatik durch; im Mittelpunkt stand die sprachliche Höflichkeit (im Spannungsfeld zwischen Universalität und

Kulturspezifik). Die Studenten konnten unter anderem empirisch zum Anredeverhalten in Brasilien arbeiten. Um meine Sprachkenntnisse verbessern, fügte ich folgendes dem Seminarablauf hinzu: in jeder Sitzung übernahm es ein Studierender, genau über meine sprachlichen Fehler / Unsauberkeiten Buch zu führen. Er schrieb das, was ich gesagt hatte, in einer Kolumne auf die linke Seite eines Bogens Papier, zeichnete daneben einen Pfeil nach rechts und schrieb dort, was ich hätte sagen sollen. Nach der Sitzung lud ich den Protokollanten zu einem Kaffee ein, ließ mir die Fehler erläutern und nahm den Bogen mit nach Hause. Ich las ihn in der folgenden Zeit mehrfach durch und schwor mir, diese Fehler nicht mehr zu machen. Ich hatte diese Methode in meinem zweiten Gast-Semester am *German Department* der *University of Madison Wisconsin* entwickelt, wo ich neben wissenschaftlichen Veranstaltungen auch einen Fortgeschrittenen-Sprachkurs durchführte. Dort hatten die Studenten jede Woche einen auf Deutsch geschriebenen Aufsatz von etwa 350 Wörtern zu einem vorgegebenen Thema abzugeben. Ich legte die Themen fest: „Ein selbst erfundenes Märchen“, „Ein guter Film“, „Die politischen Einflüsse der Woche“ usw. Ich bedaure sehr, dass ich seinerzeit im Französisch-Studium nicht zu ähnlichem *essay writing* angehalten wurde, bei der die Aufsätze hätten korrigiert werden müssen. Ich selber schrieb von Woche zu Woche ebenfalls eine Abhandlung zu dem Thema, ich auf Englisch, und händigte sie einem Studenten zur Korrektur aus. Zusätzlich ließ ich mir von jeder Sitzung eine Liste meiner Fehler anfertigen. Diese Methode wird von den Studierenden nicht als Zumutung empfunden. Im Gegenteil, sie freuen sich über die partnerschaftliche Geste: *Ich lerne von dir, Du lernst von mir*. In bester Erinnerung sind mir auch eine Kurzzeitdozentur in Medellin (Kolumbien), die ich zwar auf Deutsch abhielt, während derer ich aber auch Vorträge auf Spanisch hielt, sowie gemeinsame Seminare mit Studierenden und Dozenten der Sorbonne und zwei ähnliche Seminare in Kooperation mit der UNAM in Mexiko Ciudad.

In den letzten Jahren meines offiziellen Berufslebens führte ich neben meinen deutschsprachigen Veranstaltungen an der Viadrina jedes Semester ein Seminar in einer fremden Sprache durch, jeweils zusammen mit einem muttersprachlichen Lektor: Französisch, Spanisch, Englisch. Auch da habe ich mich von den Studierenden korrigieren lassen.

## Die anderen Lehrer

Bislang habe ich nur Coseriu, als einen der drei Lehrer erwähnt, denen ich persönlich am meisten verdanke. Auch die anderen beiden stehen in Beziehung zu meiner wissenschaftlichen Tätigkeit, wenngleich viel indirekter. Ich sollte sie wenigstens kurz erwähnen. Es sind der Ratzeburger Rudertrainer Karl Adam und Klaus Birkenhauer, ein Literaturwissenschaftler, der alles andere als Karriere gemacht hat.

Mit 15 oder 16 Jahren trat ich in Bonn in einen Ruderverein ein und betrieb einen Sport, der mich ein Leben lang begleitet hat (noch im Alter von über 70 Jahren bin ich Langstrecken-Ruder-Regatten gefahren), für den ich aber denkbar ungeeignet war: man muss lange Hebel haben, groß und schwer und außerdem sportlich hoch begabt sein. Alles das traf auf mich nicht zu. Ich verschrieb mich dennoch ganz dem Rudersport. In der Zeit, als wir die ersten Regatten fuhren, war der deutsche – und im Gefolge dessen – der Weltrudersport im Umbruch. Der Grund dafür war der Ratzeburger Studienrat Karl Adam. Er war das Gegenteil von einem Experten. Selber hatte er nie gerudert. Auf fast allen Gebieten brach er mit vorgefundenen Vorstellungen, die als feste Überzeugungen in den Rudervereinen und in den Köpfen ihrer Mitglieder verankert waren. Anfänger wurden von ihm nicht zuerst in breite Mannschaftsboote gesetzt, von wo sie langsam an schmalere herangeführt wurden, sondern mussten sofort in schmalen Rennskiffs lernen. Er führte Bewegungsabläufe ein, die das Gegenteil waren von dem, was bis dahin gelehrt wurde, er übertrug das Intervalltraining aufs Rudern, ließ ganzjährig (mit einer bestimmten Periodisierung) trainieren, gründete später auch Renngemeinschaften. Er verdankt seine Erfolge dem Zusammentreffen mehrerer Faktoren: vor allem, dass er selbst kein Ruderer und deshalb nicht den vielen Vorurteilen verhaftet war; er hatte – zum Teil als Transfer und Weiterentwicklung aus anderen Sportarten und Sporttheorien – geniale Ideen; er kontrollierte als Mathematiker und Physiker ihre Auswirkungen ständig mit Stoppuhr und Messungen und konnte so Nützliches behalten und weiter entwickeln und das, was sich nicht bewährte, nicht weiter verfolgen.

Anfangs hatten die Experten – verdiente Trainer, die tatsächlich große Erfolge und viel Erfahrung vorweisen konnten, viel wussten und feste Intuitionen hatten – nur Spott, Häme und Missachtung für ihn übrig. Sie führten seine Erfolge, zum Beispiel mit dem Einerfahrer Klaus von Fersen, auf dessen Ausnahmebegabung zurück und bedauert nur, dass er keinen vernünftigen Trainer hatte. Aber diese Einstellung ließ sich nicht durchhalten, als Adams Ruderer sich überlegen an die Weltspitze setzten, deutsche, und europäische Meisterschaften und Olympiasiege herausruderten. Ich war schon früh auf Karl Adams Veröffentlichungen gestoßen und völlig fasziniert. Auch ohne ihn hatten wir schon jahrelang, da wir trotz unserer körperlichen Unterlegenheit eine Chance haben wollten, mehrere Jahre lang ein relativ modernes ganzjähriges Ausdauertraining durchgeführt. Es war uns dadurch gelungen, uns gegenüber viel talentierteren Mannschaften zu behaupten, schöne Siege in der Schülerkategorie (eine

deutsche Jugendmeisterschaft) und in den Nachwuchs-Männermansschaften zu errudern. Mit einem Kameraden trampete ich an einem Neujahrstag nach Ratzeburg, um Adam, der sich dankenswerter Weise viel Zeit nahm für den unangemeldeten Besuch, wie eine Zitrone auszuquetschen. Seine Methoden setzten sich aber in den Folgejahren weiter durch, so dass wir unsere Erfolgsserie im Rudern, die auf besonders guter Methodik und sehr großem Trainingsfleiß beruhte, nur begrenzt fortsetzen konnten, da Adams Methode auch anderswo immer mehr übernommen wurde.

Ich habe mich oft gefragt, auch als ich schon Professor war, was aus Karl Adam geworden wäre, wenn es keine Regatten gegeben hätte, bei denen die Mannschaften seiner beharrlich und überzeugend argumentierenden und durch frühere Erfolge in ihrem Prestige legitimierten Gegner in verlorenen Vorläufen endeten, sondern wenn er sich statt dessen mit Artikeln und Kongressbeiträgen hätte durchsetzen müssen. – Genau so frage ich mich noch heute angesichts unseres Wissenschaftsbetriebes, was aus Kant geworden wäre, wenn er nicht im einsamen Königsberg seine Philosophie hätte entwickeln können, sondern seine Ideen zuvor den zeitgenössischen Experten der *Deutschen Forschungsgemeinschaft* in Anträgen und auf von arrivierten Philosophen beherrschten Kongressen hätte vorlegen müssen. Und: was hätte er mit Forschungsgeldern angefangen, die es, wenn er denn Erfolg gehabt hätte, für ihn gegeben hätte. – Um es zusammenzufassen: was ich versuchte von Adam zu übernehmen, war ein gesundes Misstrauen, das aber auch ein fröhliches Selbstvertrauen vermittelte, gegenüber Expertenwissen, der Wille zum eigenen Nachdenken. Geblieben ist Skepsis gegenüber Traditionen und modischen Strömungen und ein starker Drang, Thesen, Ideen und Interpretationen möglichst zu „erden“, das heißt wenigstens stichprobenartig an empirischen Befunden zu überprüfen. Ein Gebiet – ich führe hier nur eines auf – auf dem sich abgehobenes Expertenwissen in der Wissenschaft, mit der ich zu tun habe, verselbständigt hat, ist der Bereich der *Fremdsprachendidaktik*, zu einem beträchtlichen Teil vertreten von Theoretikern, die selber keinen eigenen langwierigen Sprachlernprozess an sich selber verfolgen konnten. Ich habe im Laufe meines Lebens eine beeindruckende Rolle von Fremdsprachen-Lern- und Lehrmethoden an mir vorüberziehen sehen; hier seien nur genannt: die „strukturelle“ Methode, der pattern drill, die Suggestologie, die „direkte“ Methode, die Übersetzungsmethode, die audiolinguale, die audiovisuelle Methode, das Sprachlabor, der kommunikative und der pragmatische Ansatz, das Sprachlerntagebuch, das Superlearning. Die vielfachen Skizzen der Geschichte des Fremdsprachenunterrichts, und besonders des Faches *Deutsch als Fremdsprache (DaF)*, haben gemeinsame Züge: einer davon ist eine diffamierende Haltung gegenüber der vorgefundenen Tradition. Es gehört zu den durchgängig in den Geschichtsdarstellungen auftretenden und dann weiter tradierten Aussagen, früher, (mit)gemeint sind die 1950er Jahre, habe man vor allem Vokabeln und Grammatik gepaukt, und man habe übersetzt. Nach- und überprüft wird das kaum. Ich war dabei und kann dem aufgrund meiner eigenen genauen Erinnerung widersprechen. Es gäbe durchaus Möglichkeiten, die festen Glaubenssätze auf ihre Übereinstimmung mit der Wirklichkeit zu überprüfen: Senioren, die damals das Gymnasium besucht haben, sind mehr als froh, wenn man sie befragt, man findet sie überall, zum Beispiel in den Altersheimen. Man kann die Schulbücher der 50er Jahre konsultieren, die Abituraufsätze in Fremdsprachen sind archiviert und könnten zur Unterstützung dieser Thesen benutzt werden. Besteht vielleicht gar kein Interesse daran, solche Nachforschungen anzustellen? Ist die Idee, man habe früher nicht gut Fremdsprachen unterrichtet, jedenfalls viel ungeschickter

als heute (eine Darstellung, die die eigenen Ansätze als Fortschritte darstellt) nicht vielmehr eine Schutzbehauptung? In den 10er, 20er, 30er Jahren des 20. Jahrhunderts bin ich noch nicht zur Schule gegangen. Aber was ich von der Generation meiner Eltern erfuhr, widerspricht der gängigen Meinung (Vokabeln und Grammatik pauken); sie trifft allenfalls für Latein zu, nicht für die modernen Fremdsprachen. Statt sich aus vorhandenen Quellen zu informieren, wird zur Unterstützung der jeweiligen Methode oder als Ausdruck der früheren allgemeinen Malaise entweder philosophisch (in einem einzigen Artikel zur Kritik am traditionellen Fremdsprachenunterricht habe ich Berufungen auf Kant, Descartes, Sokrates, Platon, Wittgenstein und Humboldt gefunden) oder neurologisch (z.B. Hinweise auf Gehirnhälften) argumentiert. In einem gewissen Widerspruch zur impliziten These, man unterrichte heute besser als früher, steht, dass kaum explizit die Meinung vertreten wird, der eigene Ansatz erleichtere das Sprachenlernen. Noch weniger wird versucht, die Überlegenheit einer neuen empfohlenen Methode gegenüber ihren Vorgängern empirisch in Versuchen mit Kontrollgruppen nachzuweisen. Es wird auch nicht ernsthaft und empirisch fundiert diskutiert, wie man die Elemente und Prinzipien der einzelnen Vorgehensweisen sinnvoll mit einander kombinieren kann. Mir ist bewusst, dass kulturelle Bewegungen sich nicht dadurch ausbreiten, dass sie „der Wahrheit“ näher kommen. Niemand wird behaupten, die Klassik sei „besser“ als die Romantik, der Realismus besser als die Klassik. Wohl aber darf man kulturelle Bewegungen theoretisch von solchen unterscheiden, die einen Fortschritt im Sinne der Verbesserung des Quotienten von Anstrengung und Erfolg anstreben. Gerade das sollte die Fremdsprachendidaktik leisten.

Der dritte Lehrer war Klaus Birkenhauer. Er war von dem Literaturwissenschaftler und Hölderlin-Herausgeber Friedrich Reißner als schon Promovierter zum Tutor für ein Tutorium über *Moderne Lyrik* bestimmt worden. Bei ihm lernte ich, Literatur zu diskutieren. Wir, eine kleine Gruppe von Studenten, blickten dem Autor kollegial über die Schulter, freuten uns an gegliederten und kreativen Elementen, und übertrafen uns im Auffinden von Schwachpunkten. In den folgenden Semestern setzten wir das Tutorium auf inoffizieller Ebene fort, mit wechselnden Themen: je ein Semester zu: *modernes Drama*, *Kurzgeschichte*, „*selber Kurzgeschichten verfassen*“, *Textanalyse auf „Leichtigkeit“ hin*. Jeweils am Mittwoch-Abend trafen wir uns im Tübinger „Rebstöckle“ zu engagierten Debatten. Eine akademische Karriere hat dieser brillante Intellektuelle, ein großartiger Literaturkenner, Stilist und Theaterfachmann, nie gemacht.

## Lernen durch Fragen

Gefragt habe ich fast überall, wohin ich kam, und viele Erzählungen, auch aus der Romania haben sich mir tief eingepägt. Die Erzählungen aus der Fécamper Zeit zum Algerienkrieg habe ich schon erwähnt. Ähnliches war mir in Kasachstan Mitte der Neunziger Jahre in Almaty vergönnt. Ich war im Auftrag des DAAD und eines Konsortiums von britischen Universitäten in Kasachstan, um die kasachische Regierung in Sachen Hochschulreform zu beraten. Wir waren standesgemäß in einem von Koreanern geführten Ausländerhotel untergebracht, gut bewacht durch Männer, die mit ihren Kalaschnikows am Eingang saßen. Aber ich schaffte es mithilfe einer germanistischen Kollegin, mich bei einem alten Ehepaar privat einzuquartieren und erfuhr deren Lebensgeschichte: sie waren hochrangige Balletttänzer gewesen, im Kirov-Ballett und



hatten sogar, wie sie mir voll Stolz mitteilten, mit Stalin gegessen; aufschlussreicher noch waren die tragischen Kindheitserlebnisse der Gastgeberin in den zwanziger und dreißiger Jahren. Aus meinen interessanten Gesprächen in der Romania greife ich zwei heraus. Meine Tochter hat im Schüleraustausch ein Jahr in einer Gastfamilie in Sao Paulo (Brasilien) zugebracht; der Gastvater erzählte mir bei einem späteren Besuch, dass er von Sklaven abstammte, dass sich ein Vorfahr Verdienste erworben hatte, indem er als Kampfschwimmer in der *Guerra-da-Triple-Alliança* Bomben an paraguayischen Schiffen anbrachte, und dass das ihm danach den Aufstieg in die Mittelschicht erlaubt hatte. In diesem Frühjahr (2014) war ich wieder auf Madeira. Ich bat unseren Gastgeber (er war der gleiche Jahrgang wie ich), mir sein Leben zu erzählen. Erst forderte er mich auf, von mir zu berichten. Ich erzählte ihm, dass ich selber vor dem Krieg geboren war, dass ich mich noch gut an die Nazis, den Weltkrieg und die Zeit danach erinnere: an Propaganda, Bombennächte, Besatzungsmächte, Teilung, Errichtung der Mauer bis zum Fall der Mauer, meine eigene Erfahrung als Fluchthelfer. Nun wollte ich von ihm wissen, wie mein Leben verlaufen wäre, wenn ich auf Madeira gelebt hätte; ich erfuhr, dass sein Vater Landarzt auf Madeira gewesen war, die Patientenbesuche zu Pferde gemacht hatte, dass er selber zum Studium in Coimbra war, wegen seines madeirensischen Dialektes gemobbt worden war, wie er die Jahre der Kämpfe in Angola und Mosambik zugebracht hatte, wie er die Revolution erlebte. Auch das und gerade das ist für mich Romanistik, Abteilung Landeskunde.

## Romania mutans

Wie verändert sich das Fach Romanistik in Deutschland? Seit ich denken kann, war das Zentrum der Romanistik an der deutschen Universität das Französische. Daneben hatten die Studierenden eine zweite romanische Sprache zu wählen, sie wurde marginal im Staatsexamen geprüft und führte im Allgemeinen ein Orchideen- und Schattendasein. Wird das so bleiben? An der *Europa-Universität Viadrina*, an der keine Lehrer ausgebildet werden, hatten wir – traditioneller Struktur verhaftet – bei der Gründung drei Lektorate für Englisch, zwei für Französisch, eins für Spanisch eingerichtet. Die Studierenden waren und sind aber viel stärker am Spanischen als am Französischen interessiert; auch an deutschen und französischen Schulen ist das Interesse an der jeweils anderen Sprache sehr zurückgegangen. Ich vermute, dass das auch auf Österreich zutrifft. Wird das Spanische das Französische auch an der Schule verdrängen? Das würde das Gesicht unserer Romanistik deutlich verändern. Die französischen und die deutschen Politiker sehen die Entwicklung mit Sorge, betrifft sie doch den politisch wichtigsten Nachbarn. Aber was können sie tun gegen Eltern und Kinder, die eine andere Wahl treffen?

Der historische Wandel zu meinen Lebzeiten, auch in der Romania, manifestiert sich für mich am augenfälligsten in den sprachlichen Transformationen der Städte. Montréal war bei unserer Ankunft im Jahr 1969 eine dominant anglophone zweisprachige Stadt; schon um die Jahrtausendwende hatte sich das Blatt gewendet – auch als Folge des Gesetzes „101“ vom 26. August 1977, das das Französische in der Provinz als einzige offizielle Sprache festlegte; es gestattete nur dann Eltern, ihre Kinder auf eine anglophone Schule zu schicken, wenn einer der beiden Eltern in der Provinz Quebec eine anglophone Schulbildung erfahren hatte. Montréal ist mittlerweile ganz dominant französischsprachig geworden.

Ähnliches habe ich in den ehemals sowjetischen Städten erlebt. 1983 nahmen wir Touristen in Städten wie Baku und Taschkent nur die russische Sprache wahr. Die Situation war vergleichbar der amerikanischen Großstädte, wie zum Beispiel Miami. Die normale Sprache war selbstverständlich Englisch, am Rande bekam der Tourist mit, dass die Zimmermädchen untereinander Spanisch sprachen. So nahmen wir kaum das Aserbaidschanische oder Usbekische wahr. Inzwischen haben die Städte sprachlich ihre Hauptsprachen, und damit ihren ganzen Charakter, geändert. Baku ist eine aserbaidschanische, Taschkent und Samarkand (ursprünglich tadschikisch) sind usbekische Städte geworden, Almaty (früher *Alma Ata*) ist kasachisch. Die russophone Bevölkerung wird entmachtet und mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt. Ähnliches hat sich in den baltischen Ländern abgespielt, die ich allerdings erst nach der Wende bereist habe. – Als irgendwann der Visumzwang für Spanien entfiel und ich als junger Mann ungehindert nach Spanien trampeln konnte, hörte ich kein Katalanisch. Dem war ich nur auf Trampptouren im Roussillon begegnet. Später, als ich mit meiner Familie nach Barcelona kam – ich hatte in Tübingen bereits einen Anfängerkurs bei Antoni Pous belegt – versuchte ich dort Katalanisch zu hören und eventuell selber zu sprechen. Ich habe auch da kein Katalanisch gehört. Die Leute konnten es, wollten es aber nicht öffentlich benutzen, waren auch nicht daran gewöhnt, dass Touristen es sprechen wollten. Wenn man sie allerdings gezielt fragte: *Wie heißt dieser Gegenstand auf Katalanisch?* dann sagten sie es. Inzwischen ist Barcelona eine dominant katalanophone Stadt.

Wenn man sich solche Umbrüche vor Augen führt, wird man gespannt auf die Zukunft und hält vieles für möglich. Die politische Zukunft Kataloniens ist völlig unsicher, die Wahrscheinlichkeit einer Sezession aber ist größer als jemals zuvor in den letzten 300 Jahren. Welche Regionen werden einem selbständigen katalanischen Staat angehören, wenn der denn je kommt? Valencia? Andorra? Die balearischen Inseln? Nur ein Kernkatalonien? – Am Rande sei vermerkt, dass auch Paris in einer mich sehr überraschenden Weise seinen Charakter geändert hat, wenn auch nicht sprachlich. Aus einer Stadt, die im Autoverkehr ersticke, ist eine Fahrradstadt geworden. Die Pariser Austauschpartnerin unserer Kinder, Tochter des Linguisten Jean-Claude Chevalier, war 1986 stolz und enthusiastisch, dass sie von Berlin-Zehlendorf mit dem Fahrrad nach Steglitz zur Schule fahren konnte, so wie die meisten anderen Klassenkameraden. In Paris wäre etwas Ähnliches undenkbar gewesen. Inzwischen ist es den Franzosen in bewundernswerter Weise gelungen, ein Leih-Fahrradprogramm umzusetzen (*Vélib*), in ganzen Straßen Fahrrad-„couloirs“ einzurichten. Wenn ich bei unserer Tochter in Paris bin, merke ich, dass sich für mich Paris verändert hat, zum Positiven. Früher hatte ich mich am Metro-Netz orientiert, partiell tauchte ich daraus auf. So hatte ich von Paris eine punktuelle Kenntnis. Jetzt lerne ich mit dem Fahrrad Paris als zusammenhängendes oberirdisches Ganzes kennen mit Hügeln, Kanälen und grünen Parks. Ein wenig erinnert mich die plötzliche neue Sicht auf die Stadt an die Zeit nach dem Fall der Berliner Mauer. Wer von den Westberlinern Ost-Berlin kannte, kannte es von den Übergängen (Friedrichstraße oder Heinrich-Heine-Straße) her. Es war für uns alle völlig neu, dass man plötzlich beliebig überall über die Ost-West-Grenze wechseln konnte; von dort aus musste man sich neu orientieren. Noch neuer ist Berlin für die Ostberliner.

Wie geht es mit der Romania in der Zukunft weiter? Ich frage mich z.B., wie lange das brasilianische Portugiesisch noch die sprachliche Identität mit dem Mutterland aufrechterhält.

Werden die Brasilianer sich sprachlich emanzipieren und eine eigene Sprache reklamieren? Gleiches gilt für die Hispanophonie, zum Beispiel in Lateinamerika (man denke an die neue Grammatik der *Academia Real*, die alle lokalen Varianten aufnimmt), man denke an die Frankophonie und die Lusophonie Afrikas. Wie lange wird man in Afrika und in Kanada die sprachliche Form des Hexagons als Norm akzeptieren? Entstehen neue Sprachen?

Interessante Fragen, bei deren Beantwortung man sich hüten sollte, die schon beobachtbaren Entwicklungsrichtungen einfach fortzuschreiben.

Auf jeden Fall wird es interessant. In der mir noch verbleibenden Zeit werde ich die kommenden Entwicklungen in der Romania mit großem Interesse und mit großer Sympathie verfolgen.

## Auswahlbibliographie

Abtönungspartikel. Die deutschen Modalwörter und ihre französischen Entsprechungen. *Bad Homburg: Gehlen 1969.*

„Mußten Tiefenstrukturen angenommen werden? – Eine Nachprüfung“. In: H. Weydt: *Noam Chomskys Werk. Kritik, Kommentar, Bibliographie.* Tübingen: Narr 1976, 1–55.

mit Brigitte Schlieben-Lange: „Für eine Pragmatisierung der Dialektologie“. *ZGL* 6 (1978), 257–282.

mit Elke Hentschel: „Der pragmatische Mechanismus: *denn* und *eigentlich*“. In: H. Weydt (Hg.): *Partikeln und Interaktion.* Berlin: de Gruyter 1983, 263–273.

mit Theo Harden / Elke Hentschel, Dietmar Rösler: *Kleine deutsche Partikellehre. Ein Lehr- und Übungsbuch für Deutsch als Fremdsprache* (mit einer Compact-Kassette). Stuttgart: Klett 1983.

„Was ist ein gutes Gespräch?“ In: *Heinrich Löffler* (Hg.): Dialoganalyse IV. Referate der 4. Arbeitstagung der I.A.D.A. (International Association for Dialogue Analysis), *Basel 1992. Tübingen: Niemeyer 1993, 3–19.*

„Neuere Entwicklungen in den Konjugationssystemen des brasilianischen Portugiesisch und des Deutschen. Ein typologischer Vergleich“. In: Helmut Lüdtke / Jürgen Schmidt-Radefeldt (Hg.): *Linguística contrastiva. Deutsch versus Portugiesisch – Spanisch – Französisch.* Tübingen: Narr 1997, 11–23.

„Les méthodes d'apprentissage des polyglottes“. In: H. Weydt (Hg.): *Langue – Communauté – Signification. Approches en Linguistique Fonctionnelle.* Frankfurt am Main: Lang 2002, 385–400.

„Sprachenkenntnis – Vielsprachigkeit als Denkmodell“. In: Thomas Stehl (Hg.): *Kenntnis und Wandel der Sprachen.* Tübingen: Narr 2008, 27–53.

„Tipo de lenguaje y aprendizaje de idiomas. – Partículas, substantivos compuestos, verbos prefijados en alemán: su denominador común“. In: Jesús Martínez del Castillo (Hg.): *Eugenio Coseriu (1921–2002) en los comienzos del siglo XXI.* Almería: Universidad de Almería 2012, 31–42.

„Sprachkonflikte – unvermeidbar aber beherrschbar“. In: Barbara Janczak / Konstanze Jungbluth / H. Weydt (Hg.): *Mehrsprachigkeit aus deutscher Perspektive.* Tübingen: Narr / Francke 2012, 9–30.

mit Elke Hentschel: *Handbuch der deutschen Grammatik.* 4., völlig überarbeitete Auflage. Berlin / New York: de Gruyter 2013. (Übersetzung der 1. Aufl. ins Japanische und Koreanische).

## Personenregister

- Adam, Karl 176  
 Albrecht, Jörn 162  
 Baader, Andreas 167, 169, 170  
 Bally, Charles 162  
 Bausch, Richard 162  
 Beißner, Friedrich 178  
 Bierwisch, Manfred 166  
 Birkenhauer, Klaus 165, 176, 178  
 Brekle, Herbert 162  
 Brinkmann, Richard 170  
 Busse, Winfried 162, 173  
 Chevalier, Jean-Claude 180  
 Chomsky, Noam 166, 173  
 Colmerauer, Alain 168  
 Coseriu, Eugenio 161–167, 171–173, 176  
 Descartes, René 178  
 Dietrich, Wolf 162  
 Ensslin, Gudrun 170, 171  
 Faust, Manfred 162  
 Gauger, Hans-Martin 164, 166, 167  
 Geckeler, Horst 162  
 Gilzmer, Mechthild 173  
 Güllich, Elisabeth 173  
 Harden, Theo 166  
 Harris, Brian 168  
 Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 171  
 Hentschel, Elke 166, 168  
 Humboldt, Wilhelm von 178  
 Kabatek, Johannes 172  
 Kant, Immanuel 177, 178  
 Kapellen, Michael 171  
 Kastovski, Dieter 162  
 Kielhöfer, Bernd 173  
 Kittredge, Dick 168  
 Koch, Peter 173  
 Kohring, Heinrich 162  
 Kontzi, Reinhold 171  
 Kotschi, Thomas 173  
 Lang, Jürgen 173  
 Linder, Peter 162  
 Lipka, Leonhard 162  
 Lüdtke, Helmut 180  
 Lüdtke, Jens 173  
 Marx, Karl 171  
 Meinhof, Ulrike 171  
 Meisterfeld, Reinhold 162  
 Murgía, Adolfo 172  
 Narr, Brigitte 162  
 Narr, Gunter 162  
 Oberdörster, Günter 162  
 Petersen, Uwe 162  
 Platon 178  
 Pous, Antoni 180  
 Rohrer, Christian 162  
 Schlieben-Lange, Brigitte 174, 175  
 Sokrates 178  
 Stehl, Thomas 160  
 Stein, Gabriele 162  
 Thun, Harald 173  
 Trabant, Jürgen 162, 173  
 Vesper, Bernward 170, 171  
 Vesper, Will 170  
 von Fersen, Klaus 176  
 Wandruszka, Mario 164–167, 169, 173  
 Windisch, Rudolf 162  
 Wittgenstein, Ludwig 178

## Orts- und Länderverzeichnis

- Afrika 181  
Alaska 168  
Aleppo 163  
Almaty 169, 178, 180  
Andorra 180  
Angola 179  
Asien 173  
Bad Vilbel / Frankfurt 174  
Baku 180  
Baltikum 169  
Barcelona 180  
Belem 175  
Berkeley 170  
Berlin 166, 168, 170, 173, 175, 180  
Bern 168  
Bielefeld 163  
Bonn 163, 176  
Brasilien 175, 179  
Coimbra 163, 179  
Damaskus 163  
Deutschland 162, 163, 169, 170, 179  
Florida 168  
Frankfurt an der Oder 169, 175  
Frankreich 163, 164, 170, 173  
Freiburg 166, 167  
Fécamp 164, 178  
Kalifornien 168  
Kanada 167, 168, 172, 181  
Kasachstan 169, 178  
Louisiana 167  
Madeira 179  
Madison, Wisconsin 175  
Mexiko 175  
Miami 180  
Montréal 167–169, 171, 179  
Mosambik 179  
München 162  
Ostberlin 166, 169, 180  
Paris 164, 170, 180  
Québec 167, 168, 179  
Ratzeburg 176, 177  
Renvyle (Irland) 166  
Rheinfelden 164  
Roussillon 180  
Salzburg 169, 173  
Samarkand 180  
Sorbonne 175  
Sowjetunion 169  
Spanien 180  
Stammheim 171  
Steglitz 180  
Syrien 163  
São Paulo 179  
Taschkent 180  
Tübingen 161–163, 169–173, 180  
USA 163, 170, 173  
Usbekistan 169  
Valencia 180